

Alois Schmalzer

## Wiesenvögel im Mühlviertel — wie lange noch?

Als ursprünglich geschlossenes Waldmittelgebirge bot das Mühlviertel für Wiesenvögel keinen Lebensraum, mit Ausnahme vielleicht in offenen Hochmooren und Blockfeldern der Kammlagen. Erst der rodende Mensch schuf entlang der Fluß- und Bachtäler und an südexponierten Berghängen ausgedehnte Flächen mit niedriger Vegetation. Durch jahrhundertelange extensive Bewirtschaftung entstanden reichstrukturierte Landschaften mit Weide-, Wiesen- und Ackerflächen inmitten von Heckenzügen und Wäldern. Artenreiche Lebensgemeinschaften entwickelten sich auf den feuchten Wiesen der Bachtäler, auf den trockenen Bergwiesen und auf den anmoorigen, granitblockübersäten rauhen Hochflächen. Beispielhaft werden Heidelerche und Steinschmätzer, Wiesenpieper und Braunkehlchen als Charaktervögel der Mühlviertler Berg- und Moorwiesen vorgestellt. So wie ihre Lebensräume schwinden, verschwinden auch sie — sie sind zu Raritäten geworden.

Bergwiesen sind aus ehemaligen Waldweiden (Hutweiden) auf den Südhängen der Berge entstanden. Das Weidevieh hielt den Baumjungwuchs zurück und förderte so das Aufkommen licht- und wärmebedürftiger Gräser und Kräuter. An den zahlreichen Granitblöcken faßten Wacholder und Schlehen Fuß. Später nutzte man die Weide als einmahdige Magerwiesen, und teilweise legte man auf den Hängen terrassenförmige Äcker an, an deren Rändern die unzähligen Steine und Blöcke abgelegt wurden. So entstanden die Lesesteinwälle, die die Terrassen stützten und Schutz gegen Erosion und Abschwemmung der kostbaren Erde boten. Dieses Nebeneinander kleinräumiger Strukturen ermöglichte einer reichhaltigen Natur erst Lebensräume.

Als Frühlingskinder haben wir auf dem Land zu den Lerchen eine besondere Beziehung, warten wir doch sehnsuchtsvoll nach langem Winter auf ihre ersten Lieder über ausapernden Wiesen. Meist treffen

wir die noch verbreitete Feldlerche der offenen Agrarlandschaften an. Hier im bergigen, waldreichen Mühlviertel ist die Begegnung mit einer zweiten Lerchenart wahrscheinlicher, der Heidelerche. Bereits in älterer Literatur findet man die besondere Erwähnung für das Granitmittelgebirge nördlich der Donau (Brittinger 1866, Tschusi 1886).

Nach Mayer (1958) ist die Heidelerche im mittleren Mühlviertel zwischen 700 bis 900 m überall im Wald verbreitet. So wird sie zurecht als Charaktervögel für die Berglagen immer wieder genannt. Gegenwärtig zeigt sie überall starken Bestandsrückgang. Im Oberen und mittleren Mühlviertel kommt sie nur noch örtlich und unregelmäßig vor, im Unteren Mühlviertel ist sie zwar noch verbreitet, aber ebenso in starkem Rückgang. So sangen z. B. an den Hängen des Weber-, Galleder- und Mörwaldberges (Schönau i. M.) zwischen 1976 und 1980, 6 bis 9 Männchen, 1987 nur noch zwei. An sich ist es ein unscheinbarer Vogel, dennoch erregt sein Gesang, der so stimmungsvoll mit der „Seele“ der Mühlviertler Landschaft harmoniert, unsere Aufmerksamkeit. Nach der Ankunft Mitte März, oft noch bei Schneelage, grenzen die Männchen ihre Reviere ab. Zuerst singen sie zaghaft von Baumwipfeln (Baumlerche) oder Granitblöcken, dann aber steigen sie nach Lerchenmanier hoch und durchqueren in Schleifen das Revier. Dabei lassen sie ihre trillernden, wohlklingenden Strophen minutenlang ja halbstundenlang ununterbrochen hören. Es ist beeindruckend, in ruhiger, karger Berglandschaft solch seelenvolle Klänge zu vernehmen, erst recht, wenn sie in milden Nächten erklingen. Dies hat ihr auch die ehrenvolle Bezeichnung „Nachtigall des Mühlviertels“ eingetragen.

An ihren Lebensraum stellt die Heidelerche hohe Ansprüche. Sie bevorzugt warme, sonnige Hanglagen in SE-Exposition mit genügend Sing- und Beobachtungswarten (Einzelbäume, Wacholder, Granitblöcke,

Leitungsdrähte). Zum Nahrungserwerb braucht sie vegetationsfreie Flächen (sandige Wege, Granitkuppen) und lückige, schütterere Wiesen und Heideflächen in lichten Föhrenwäldern. Für den Neststandort sind Waldsäume, Gstätten oder Altgrashorste um Steinblöcke wichtig. Diese Bedingungen sind zum Teil auf den steilen, südseitigen Leiten der Flußtäler gegeben. So etwa im Waldaistal zwischen Stiftung und Maasch (St. Leonhard b. Fr.). Die Hauptvorkommen finden sich aber auf den Bergen, die sich einzeln oder in Zügen über das sanftwellige Land erheben, mit den Magerwiesen, Ackerterrassen, Busch- und Granitblockgruppen und den sonnendurchfluteten Föhrenwäldern. So am Kienastberg, Rehberg oder Haiderberg (Rechberg, St. Leonhard, Weitersfelden). Weiters erfüllen auch windgeschützte Hochflächen wegen des guten Strukturangebotes die Lebensraumsprüche, sind aber, da nicht so wärmebegünstigt, nur unregelmäßig besiedelt. So um Neustift und Liebenstein (Liebenau).

Alle diese Vorkommen sind besonders durch Aufforstungen der Grenztragsböden, wie steile Leiten, Hutweiden oder steinige Äcker in unserer intensiven Landwirtschaft genannt werden, stark verändert und vielerorts vernichtet worden. Überall auf den Hängen werden lichte, strukturreiche Bergwiesen von finsternen, eintönigen Fichtenanpflanzungen verschlungen. Die Heidelerche reagiert auf Schließung ihres halb-offenen Lebensraumes empfindlich und verläßt sogar einjährige Aufforstungen sofort. Heute ist es möglich und üblich, auch steile, steinige Hänge durch Sprengung der Granitblöcke und Abschieben der Gstätten mitsamt den Wacholderbüscheln auszuräumen und die schüttereren, duftenden Kräuterwiesen durch Düngung in intensive Grasanlagen umzuwandeln. Unter dieser Strukturverarmung leidet der Vogel ebenso, gehen doch damit Singwarten, Nahrungsplätze und Niststandorte schlagartig verloren. Zusätzlich wirken sich auch immer wieder verregnete Sommer nachteilig auf diesen wärmeliebenden Vogel aus. Heidelerchen, auch anderswo stark rückgängig, meiden zunehmend unser Land als Brutstätte und als Raststätte am Durchzug. Der „lullende“ Gesang im Frühjahr und die weichen „didloi“-Rufe ziehender Vögel im Herbst bleiben aus.

Im Gegensatz zur schlichten Heidelerche ist der Steinschmätzer durch kontrastreiche Gefiederzeichnung und lebhaftes Verhalten ein auffälliger Bewoh-

ner karger, rauher Hochlagen. Mit Vorliebe hält er von erhöhten Stellen wie Granitblöcken oder Zaunpfählen Ausschau. Von solchen Warten aus trägt das Männchen seinen schmätzenden, gepreßten, teilweise wohltonend flötenden Gesang vor und erhebt sich ab und zu zum kurzen Singflug von Stein zu Stein, sogar bei Schneetreiben Ende April singt es ausgiebig. Obwohl eine auffällige Erscheinung, bleibt er in älterer Literatur für das Mühlviertel unerwähnt. Mayer (1958) hingegen stellt ihn als verbreitete Art freier Flächen der Hochlagen an Lesesteinwällen fest. Seither dürfte er weitgehend aus dem gesamten Mühlviertel verschwunden sein (Mayer 1987). Im Oberen nur unregelmäßig vorkommend (Petz 1983), besiedelt er im Unteren Mühlviertel nur noch in wenigen Paaren offene, reichstrukturierte Hochlagen um Liebenau (1983 vier, 1987 eines). Welche besonderen Lebensraumsprüche stellt dieser kleine Vogel, die er im doch so „steinreichen“ Mühlviertel kaum noch antrifft? Zum Nahrungserwerb braucht er kurzgrasige Wiesen und Weiden, heideartige oder anmoorige Flächen, trockene Gstätten an sandigen Wegen und ausreichend Warten zur Insektenjagd (Granitblöcke, sparrige Büsche, Weidepfähle, Maulwurfshaufen). Zur Nestanlage werden die nischenreichen Lesesteinwälle bevorzugt, die zudem bei Schneestürmen im zeitigen Frühjahr oder bei anhaltendem Regen Schutz und reiches Nahrungsangebot bieten. Ein solch strukturierter Lebensraum findet sich nur noch auf einzelnen Hochflächen zwischen 800 bis 1000 m des Mühlviertels, diese zeigen große Ähnlichkeiten mit den alpinen Matten, wo die Art ebenfalls vorkommt. Aufgrund der kurzen Vegetationszeit bleiben die Wiesen und Weiden auch bei Düngung niederwüchsig. Kleine Heideflächen um Granitblockgruppen, verstreute Buschgruppen und besonders die Lesesteinwälle an den Grenzen der Acker- und Wiesenstreifen verbessern das Strukturangebot. Trotz örtlich geeigneter Lebensraumelemente kommt wegen der rauen Witterung meist erst spät, Mitte Juli, die Brut hoch. An den wärmeren Hängen der Berge fehlen heute weitgehend die notwendigen Strukturen; Granitblöcke oder Steinwälle sind gerodet oder in Aufforstungen untergegangen. Es ist heute ein Leichtes, mit Schubraupen ganze Steinwälle wegzuschieben und damit nasse Gräben aufzufüllen und einzuebnen. Auf den Hochflächen, wo schon durch Jahrzehnte hindurch mit den hinderlichen Blöcken auf Wiesen und Wällen aufge-

räumt wird, türmen sie sich haushoch an den Wald-rändern. Ein Großteil wurde gesprengt und zur Aufschüttung beim Güterwege- und Straßenbau verwendet. Teilweise gehen freie Lesesteinwälle für den Steinschmätzer verloren, wenn Hasel oder Ebereschen die Blöcke überwachsen. Da neue Wälle aber nirgends mehr entstehen, schrumpft der Lebensraum weiter. Bleiben die munteren, auffälligen Steinschmätzer aus, verlieren die kargen, rauhen Hochflächen wieder ein Stück von ihrer Eigentümlichkeit.

Moorwiesen entstanden durch extensive Nutzung der offenen Randbereiche der „Auen“, kleiner Moore in Mulden der Hochflächen. Auf nährstoffarmen Torfböden kommen zwischen Moosen und Zwergsträuchern (Moosbeeren) nur dürftige saure Gräser auf. Diese „sauren Wiesen“, bestehend aus Pfeifen- und Wollgräsern, wurden hauptsächlich zur Streugewinnung genutzt (Streuwiesen). Dort, wo an Hängen Quellen austreten und zur oberflächlichen Vernäsung führen, bilden sich Quellmoore mit Seggen, Binsen und Weidengebüsch. Die wichtigsten Feuchtwiesen liegen in den weiten Tälern entlang sich schlängelnder Bäche und Flüsse. Sie sind durch Überschwemmungen gut gedüngt und entfalten daher eine üppige Pflanzengemeinschaft. Entlang von Ufersäumen und feuchten Gräben gedeihen Hochstauden (Mädesüß, Kratzdistel) und Weiden- und Erlengehölze. An diese Verhältnisse haben sich artenreiche Lebensgemeinschaften angepaßt.

Einer der unscheinbarsten Bewohner solcher Wiesengebiete ist der Wiesenpieper. Mitte März erscheint der schlichte Vogel in seinem Brutgebiet und beginnt, erregt schwanzwippend, von Granitblöcken oder Leitungsdrähten aus sein Revier abzugrenzen. Von diesen erhebt er sich zum bogenförmigen Singflug, wobei er über eine einfache Aneinanderreihung seiner „zip“-Piepser nicht hinauskommt (Ziplerche). Wegen seiner unauffälligen Lebensweise und der Vorliebe für „öde“ Moorgegenden blieb er oft unerkannt oder wurde mit dem weitverbreiteten Baumpieper verwechselt. So ist über die frühere Verbreitung wenig bekannt. Auf den moorigen Höhen des Bayerischen Waldes und des Böhmerwaldes früher schon nachgewiesen (Wüst 1986), breitete er sich nach 1960 in Südböhmen aus (Hudec & Stasny 1979). Nach Mayer (1958) war die Art in Hochmoorgebieten zwischen Schenkenfelden und Bad Leonfelden Mitte der 50er Jahre schon spärlich verbreitet. Im Zuge der Ausbrei-

tungswellen von Böhmen her, begann der Wiesenpieper zuerst die moorigen Hochflächen zu besiedeln (Erlach & Lego 1975), dann die Quellmoore der Hänge und zuletzt die weiten Wiesengebiete an den Oberläufen der Mühl, Rodl, Aist und Naarn. Hier ist er gegenwärtig verbreiteter, gebietsweise im Bestand schwankender und rückgängiger Brutvogel. Zusammen mit Vorkommen im Waldviertel gehören diese zu den bedeutendsten in Österreich. Seine Lebensraumansprüche findet er erfüllt auf offenen, buschbestandenen Feuchtwiesen der Bachtäler, auf den „sauren Wiesen“ der Moore, auf feuchten Weiden, an versumpften Teichrändern und auf anmoorigen Steinwiesen der Hochflächen. Diese Wiesen müssen Singwarten bieten (Steine, Zäune, Büsche, Leitungsdrähte) und geschützte Nistmöglichkeiten (Streulflächen, Grabenränder, Altgrashorste an Blöcken). Gerne brüten sie in lockeren Gruppen und bleiben auch nach der Brutzeit gesellig, wenn sie bis in den November hinein auf Äckern und Weiden umherstreifen. Die Bedrohung solcher reichstrukturierter Wiesen ist in unserer intensiven Landwirtschaft vielfältig: Trockenlegung, Planierung, Düngung und Aufforstung. So verschwanden nach großflächigen Drainagierungen und anschließender gründlichen Ausräumung von Moorwiesen um Liebenau neben vielen Arten auch die Wiesenpieper. Erst seit gut einem Jahrzehnt hier heimisch geworden, mußten sie die unwirtliche Stätte räumen.

Ein auffälliger Nachbar des Wiesenpiepers ist das Braunkehlchen. Erst Ende April bis Mitte Mai, wenn es schon über blühenden Wiesen summt und schwirrt, bezieht es auf feuchten, frischen Wiesen, auf Weiden und in Mooren sein Sommerquartier. Von Büschen, Steinblöcken oder Weidezäunen aus jagt es nach größeren Insekten. Oft genügt auch ein vertrockneter Pflanzenstengel, eine hohe Distel- oder Mädesüßstau- de diesem Leichtgewicht als Ansitz. Solche Jagdwarten sind bei der Reviergründung beliebte Singwarten. Aus schmätzenden, kratzenden, flötenden Elementen und vielen Spottmotiven setzt sich ein abwechslungsreicher Gesang zusammen, der mitunter mit einem kurzen Singflug endet. So wird der Vogel wegen seiner Gesangskünste auch Wiesenschmätzer genannt. Mit seinem Verwandten, dem Steinschmätzer, verbindet ihn sein lebhaftes Verhalten, wenn er von erhöhter Stelle Ausschau hält. Als Nistplatz für die eine Brut wählt er auf den feuchten Wiesen die trockensten Ört-

lichkeiten an Weg- und Grabenrändern, auf Gstäten oder um Busch- und Steingruppen. Gerne finden sich auf reichhaltigen Wiesen wiederum mehrere Paare zusammen. Das Braunkehlchen ist nach Mayer (1987) noch im gesamten Mühlviertel in geeignetem Wiesengelände anzutreffen, zeigt aber ebenfalls Bestandsrückgang. Aus den tieferen Lagen, wo Wiesen größtenteils zu Maisäckern umgebrochen wurden, ist es schon verschwunden. Wo es noch vorkommt, steht es nicht zum Besten. So werden überall mit Beharrlichkeit feuchte, moorige Wiesen drainiert, Bäche von Weiden geräumt und nasse Gräben zugeschüttet. Anstelle von Wiesenkerbel, Weidengebüsch, Orchideen oder Wollgras wiegt sich ein hochgedüngter, eintöniger Grasflur, in dem es für das Braunkehlchen weder geeignete Warten gibt noch genügend Insekten. Besonders nachteilig auf den Bruterfolg wirkt sich die durch Düngung erreichte Vorverlegung der Mahd aus. Ende Mai/Anfang Juni, wenn der erste Schnitt über die Wiesen geht, sind die Gelege gerade vollzählig. Die Folge ist, daß sich die Braunkehlchen in den günstigeren, insektenreichen Feuchtwiesen der niedrigen Lagen nicht mehr ausreichend vermehren können und schließlich aussterben. Teilweise ziehen sie sich in höhere Lagen zurück, wo die Mahd einige Wochen später einsetzt. Aber auch hier sind zusagende Wiesen nicht mehr vorhanden, ist doch der Großteil der „sauren Wiesen“ bereits aufgeforstet. In den jungen Aufforstungen finden sie vorübergehend Zuflucht. Hier sind die Gelege vor Mähmaschinen geschützt und stehen genügend Fichtenwipfel als Warten zur Verfügung; aber wie lange? Mit dem Schluß der Jungbäume ist dieser kurzfristige Ersatzlebensraum unbrauchbar geworden. So ist z. B. das Braunkehlchen auf den Hochlagen des Unteren Mühlviertels noch verbreitet,

aber heute ausschließlich in jüngeren Fichtenaufforstungen, wie sie sich zwischen Diesenreith (Königswiesen), Dauerbach (Unterweißenbach), Ruben (Liebenau) und Gugu (Sandl) fast lückenlos aneinanderreihen. Zusätzlich werden weiterhin Drainagierungen letzter Moorwiesen und Rodungen von Steinwällen und Bichln vorangetrieben. Ehemals weite Feuchtwiesen der Bachtäler sind auf kleine Reste zusammengeschmolzen, um deren Erhaltung gerungen werden muß, so z. B. Stadlau und Seitelschlägerwiesen an der Großen Mühl (Zimmerhackl 1983, 1987) oder Naarnwiesen bei Königswiesen. Macht der in uns tief verwurzelte „Kultivierungsdrang“ auch vor letzten Sümpfen und Mooren nicht halt, dann können sich Wiesenpieper und Braunkehlchen und mit ihnen eine reiche Artengemeinschaft vielleicht nur im Niemandsland an der Grenze halten, wo unsere ausgeräumten Grasflächen an üppige, „ungepflegte“ abwechslungsreiche Feuchtwiesen stoßen, z. B. entlang der Maltsh in der Tobau (Leopoldschlag).

Wenn wir nicht wollen, daß der Landstrich ob der Donau durch eintönige Grasfluren und Fichtenaufforstungen seine Charakterzüge und Charakterarten verliert, dann müssen wir uns verantwortlich annehmen um die Erhaltung der Bergwiesen mit ihren duftenden Kräutern, Granitblöcken und Wacholderheiden und ebenso um die Wiesen der Bachtäler und Moore mit Weidenbüschen und Wollgrashorsten. Wir werden uns das auch etwas kosten lassen müssen. Denn nur der Bauer kann durch eine oft mühsame, aber sorgsame Bewirtschaftung die Vielfalt an kleinräumigen Strukturen erhalten. Mit der Aktion „Pflegeausgleichsprämien für ökologisch wertvolle Flächen“ scheint für Oberösterreich ein guter, aussichtsreicher Anfang gemacht zu sein.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Kataloge des OÖ. Landesmuseums](#)

Jahr/Year: 1988

Band/Volume: [MUE\\_88](#)

Autor(en)/Author(s): Schmalzer Alois

Artikel/Article: [Wiesenvögel im Mühlviertel - wie lange noch?. 195-198](#)